

Im Gespräch

Epochengrenzen – Epochenbilanzen: Brüche und Persistenzen in der Geschlechtergeschichte der Renaissance

Claudia Opitz-Belakhal und Monika Mommertz
im Gespräch mit Susanna Burghartz

Susanna Burghartz, seit 2005 Ordentliche Professorin für Geschichte der Renaissance und der Frühen Neuzeit an der Universität Basel, war von 1995 bis 2013 Mitherausgeberin von „L'Homme“ und ist seitdem Mitglied im wissenschaftlichen Beirat unserer Zeitschrift. Sie ist eine Frauen- und Geschlechterhistorikerin der ersten Stunde und hat sich 1997 mit einer Arbeit zum Thema „Ehe und Sexualität in Basel während der Frühen Neuzeit“ habilitiert, in der es unter anderem auch um die sozialen Umwälzungen und Neuordnungen der Geschlechterverhältnisse in der und durch die Reformation geht.¹ Sie hat sich auch weiterhin mit Ehe- und Sexualitätsgeschichte der Frühen Neuzeit beschäftigt – und hat zum Beispiel beim „L'Homme“-Treffen 2013 in Basel einen anregenden Vortrag zum Thema „Renaissance oder Reformation? Sexualität im 16. Jahrhundert zwischen Faszination und Obsession“ gehalten. Gleichzeitig hat sie in den letzten Jahren ihre Aufmerksamkeit verstärkt auf die europäische Expansions- und Verflechtungsgeschichte gerichtet und vor allem deren mediale Be- und Verarbeitung in Europa und deren Bedeutung für die Genese einer europäischen Identität untersucht.² Wichtige theoretisch-methodische Ansätze sind für sie deshalb neben der Geschlechtergeschichte auch Konzepte wie *entangled history* beziehungsweise Verflechtungsgeschichte und dabei vor allem das Konzept der Zirkulation von Ideen, Menschen und

1 Susanna Burghartz, *Zeiten der Reinheit – Orte der Unzucht. Ehe und Sexualität in Basel während der Frühen Neuzeit*, Paderborn 1999.

2 Vgl. z. B. Susanna Burghartz Hg., *Insenzierte Welten/Staging New Worlds. Die west- und ostindischen Reisen der Verleger de Bry 1590–1630*, Basel 2004; Maike Christadler, Susanna Burghartz u. Dorothea Nolde Hg., *Berichten – Erzählen – Beherrschen. Wahrnehmung und Repräsentation in der frühen Kolonialgeschichte Europas*, Frankfurt a. M. 2003.

Waren – also Anknüpfungen an den *spatial turn* sowie an den *iconic* beziehungsweise den *pictorial turn*, die sie besonders aus der Sicht der Geschichte der Renaissance und der Frühen Neuzeit nutzt und dabei kritisch reflektiert.

Claudia Opitz-Belakhal und Monika Mommertz: *Susanna, Du hast Dich seit vielen Jahren intensiv mit Reformation und Renaissance beschäftigt und dabei die Epochengrenze zwischen Mittelalter und Früher Neuzeit sozusagen von beiden Seiten beleuchtet. Bezüglich des „Wandels der Geschlechterbeziehungen zu Beginn der Neuzeit“³ in Reformation und Renaissance ging etwa Heide Wunder eher von einem langsamen Wandel als von einem Bruch beziehungsweise einer abrupten Änderung in der und durch die Reformation aus. Auch Du selbst hast Dich vor vielen Jahren zu diesem Thema geäußert und dabei die Gleichzeitigkeit von Wandel und Persistenz umschrieben und betont.⁴ Wie siehst Du das heute, nach vielen Jahren der intensiven Forschung über Reformation und Renaissance?*

Susanna Burghartz: Die Historiographie hat lange Renaissance und Reformation als zentrale Erneuerungs- oder Aufbruchsbewegungen der europäischen Geschichte erzählt, die wesentliche „Fundamente der Moderne“ gelegt haben. Dieser von den beiden Konzepten selbst intensiv behauptete Neubeginn wurde aber auch (schon lange) deziert in Frage gestellt: So hat zunächst die Mediävistik die Verteilung von hell und dunkel, wie sie im Rückgriff auf die Antike schon von der Renaissance zu Lasten des Mittelalters behauptet wurde, etwa mit dem Hinweis auf Individualisierungskonzepte, die bereits im 12. Jahrhundert entwickelt wurden, angegriffen und auf die vielen Kontinuitäten und langfristigen Entwicklungsprozesse hingewiesen, die Spätmittelalter und Frühe Neuzeit verbinden. Diese kritische Perspektive wurde von der neueren Reformationsforschung mit dem Konzept der Reformation als Prozess „normativer Zentrierung“ (Bernd Hamm) bekräftigt und auch damit die These vom radikalen Bruch um 1500 in Frage gestellt.

Noch deutlicher wurde der behauptete fortschrittsträchtige Modernisierungsschub durch die Frauengeschichte, die fortschrittskritische Postmoderne und die postkoloniale Kritik am Eurozentrismus problematisiert. Sie alle wiesen zu Recht auf die Kehrseiten und Kosten der traditionellen Sichtweise hin. Und zu diesen Kosten gehörte auch die unreflektierte Fortschrittsbehauptung für alle. Auf diese Weise wurden mit Hilfe des Epochenkonzepts eine „Signatur“ der Zeit oder eine Art Epochenbilanz formuliert und damit gegenläufige Entwicklungstendenzen und *dark sides* ignoriert oder vielmehr sogar verdeckt. All das ist mittlerweile hinlänglich bekannt.

3 Heide Wunder u. Christina Vanja Hg., *Wandel der Geschlechterbeziehungen zu Beginn der Neuzeit*, Frankfurt a. M. 1991.

4 Susanna Burghartz, *Umordnung statt Unordnung? Ehe, Geschlecht und Reformationsgeschichte*, in: Helmut Puff u. Christopher Wild Hg., *Zwischen den Disziplinen? Perspektiven der Frühneuzeitforschung*, Göttingen 2003, 165–185.

Dennoch stellt mich Eure Frage vor ein Problem. Kurz gesagt ist Persistenz, also Dauerhaftigkeit oder vielmehr das Überdauern bestimmter Strukturen und Verhältnisse, ein zentrales Thema der Geschlechtergeschichte, ebenso aber die Historisierung der Geschlechterverhältnisse und damit deren Wandel- und Veränderbarkeit. Zusammen gedacht oder aufeinander bezogen stellt uns das noch immer vor erhebliche analytische Probleme.

Konkret auf Eure Frage bezogen, ob Reformation oder Renaissance einen Bruch in der Geschlechterordnung bedeuten, scheint mir nach einer Generation Geschlechterforschung kaum mehr eine einfache Antwort möglich. Sehr zu Recht hat Judith Bennett längst auf die enorme Stabilität der Lohnungleichheit zwischen den Geschlechtern jenseits der Epochengrenzen und Restrukturierungsversuche der Geschlechterordnung hingewiesen. Die Frage nach den Rechtsverhältnissen hat erhebliche Divergenzen zu Tage gefördert: So ist um 1500 die Besserstellung der bislang Unfreien im Eherecht gegen die Zurücksetzung von Frauen als Zeuginnen in Gerichtsverfahren, den Ausschluss von Frauen aus der dynastischen Erbfolge oder die Möglichkeit, als Klägerinnen vor Gericht in Ausnahmefällen erfolgreich die Scheidung durchzusetzen, zu verrechnen. Ebenso ambivalent erscheint mir aus geschlechtergeschichtlicher Perspektive die Aufwertung ehelicher Sexualität durch die Reformation, führte sie doch gleichzeitig zu einer mittelfristig kaum zu bändigenden Unzuchtgesetzgebung und im Zuge der Konfessionalisierung zu einer übersteigerten moralpolitischen Reinheitsideologie. Die damit aufs engste verknüpfte anthropologisch-theologische Neubewertung von Sexualität und Keuschheit mit ihrer Fundamentalkritik am Zölibat als Lebensform wirkt bis heute nach. Sie hat aber bis in die Gegenwart die Handlungsspielräume für Frauen keineswegs so eindeutig verbessert, wie immer wieder unterstellt wird. Hier könnte man die im Zuge der digitalen Medienrevolution nachgerade hemmungslose Entwicklung der – laut Lynn Hunt in der Renaissance erfundenen – Pornographie nennen oder an die Geschichte der Frauenklöster als Orte weiblicher Macht, aber auch Unterdrückung oder als Orte spezifisch weiblicher Bildungschancen denken, die durch diese Kampagnen nachreformatorisch verloren gegangen sind.

Besonders interessant scheint mir im Übrigen das Beispiel der Schweizergeschichte. Dieses nationalgeschichtliche Narrativ feiert ja die Durchsetzung städtisch-republikanischer auf Kosten adliger Herrschaft als grundlegenden Befreiungsakt. Für die Frauen im entsprechenden Herrschaftsraum war damit aber eindeutig der weitgehende Verlust an Zugangsmöglichkeiten zu formalisierten Machtpositionen verbunden. Die nicht mehr ganz neue Erkenntnis, welche die Frauengeschichte zu Aufklärung und Französischer Revolution herausgearbeitet hat, wonach Geschlecht und Stand beziehungsweise Klasse sich als Differenzkategorien keineswegs immer parallel, sondern durchaus auch komplementär zueinander entwickelt haben, lässt sich hier sehr deutlich fassen. Abstrakt formuliert, stellt das Phänomen der „Interdependenz“ oder „Relationalität“ der Kategorie Geschlecht die historische Forschung in Bezug auf die Analyse von historischem Wandel und Persistenz vor erhebliche Probleme. Auf einfache Nenner gebrachte

„Epochenbilanzen“ sind zwar eingängig für das Verständnis grundlegender historischer Prozesse, aber gerade auch in der Geschlechtergeschichte aus den genannten Gründen wenig hilfreich.

Die ältere feministische Geschichtsbetrachtung ging davon aus, dass nicht nur die Geschichtsschreibung ganz allgemein, sondern auch deren Zeit- und Epochenkonzepte frauen- und geschlechtergeschichtlich relevante Überlieferungen und Lebensbereiche vernachlässigten; sie galten als ein wesentliches Instrument zur Ausgrenzung von Frauen/Geschlechtlichkeit aus der Geschichte. Ganz manifest wird das bei Joan Kelly-Gadols Aufsatz „Hatten Frauen eine Renaissance?“⁵. Du hast Dich in den letzten Jahren sehr intensiv mit Renaissanceforschung beschäftigt. Wie würdest Du das Statement Kelly-Gadols, dass sich zwar viel ändert, aber zulasten der Frauen, heute einschätzen?

Die Bündelungsfunktion von Epochenkonzepten ist immer wieder diskutiert worden. So hat etwa der Renaissancebegriff nicht zuletzt intensiv historische Individualisierungsprozesse als Modernisierungsvorgänge behauptet, deren ideologischer Überschuss von Joan Kelly-Gadol mit Blick auf die Frauen sehr zu Recht in Frage gestellt wurde. Gerade diejenige Gesellschaft, die als Prototyp der Bürgerrenaissance gilt, Florenz, war zutiefst durch patriarchale Konzepte, Ideale und Ideologien geprägt, die durch die Antikenrezeption verschärft wurden und ledigen Frauen und Ehefrauen kaum *agency* zugestand. Aber auch hier scheint mir eine ganz generelle Aussage nicht so einfach möglich, wie dies Joan Kelly-Gadol in ihrer Kampfansage suggerierte. Die geschlechtergeschichtlichen Folgen der sogenannten Konsumrevolution scheinen mir noch wenig debattiert, die kulturellen Auswirkungen dessen, was wir Renaissance nennen, für Frauen durchaus ambivalent. Ebenso zweischneidig scheinen mir die Entwicklungen für Frauen im Kontext der entstehenden Höfischen Gesellschaften, die einerseits mit dem weitgehenden Ausschluss von Frauen aus der Erbfolge, andererseits mit der Entwicklung einer so spezifischen Machtposition wie der der Mätresse verknüpft waren und laut Luhmann den historisch so folgenreichen Code der Liebe wesentlich vorbereitet haben.

Wie schon bei der vorherigen Frage deutlich wurde, scheint mir eine eindeutig positive oder negative Bilanz in Bezug auf die Lage der Frauen oder die Transformation der Geschlechterverhältnisse kaum möglich und sinnvoll. Entsprechend scheint mir das Hauptproblem bei Epochenkonzepten ganz generell darin zu bestehen, dass sie eine bestimmte Fokussierung – im Fall der Renaissance etwa den Prozess der Individualisierung – für einen ausgewählten Zeitraum, der künstlich auf einen Nenner gebracht wird, dominant setzen und auf diese Weise divergente und zum Teil komplementäre

5 Joan Kelly-Gadol, *Did Women Have a Renaissance?*, in: Renate Bridenthal u. Claudia Koonz Hg., *Becoming Visible: Women in European History*, Boston, MA u. a. 1977, 175–201; vgl. dazu den Beitrag von Anna Becker in diesem Heft.

oder zumindest widersprüchliche Entwicklungen homogenisieren und damit Phänomene, die diesem Narrativ nicht entsprechen, unsichtbar werden lassen.

Als heuristisches Instrument können Epochenbildungen dabei dennoch immer wieder erhellend sein, als strukturierendes Element unserer historischen Erzählungen sind sie dagegen paradoxerweise wohl ebenso unverzichtbar wie hinderlich, vor allem dann, wenn sie erfolgreich sind und entsprechend durch ihren permanent unkritischen Gebrauch quasi essentiellen Charakter erreichen. Hier sehe ich als einzig vernünftige Lösung die periodische Kritik an allzu unhinterfragten Fixierungsprozessen. Bemerkenswert wäre auch, dass es der Frauen- und Geschlechtergeschichte bislang nicht gelungen ist, den Epochenkonzepten, die klassischerweise auf Politik-, Verfassungs- und Geistesgeschichte ausgerichtet sind und männliche Akteure im Blick haben, Versuche der Epochenbildung entgegenzusetzen, die zum Beispiel verschiedene Differenzbildungen entlang von Geschlecht in Kombination mit anderen Differenzkategorien wie „Rasse“, Alter et cetera vornehmen. Inwiefern hierfür die transepoche Qualität von Geschlecht, als Signifikant von Macht (Joan Scott) zu dienen, verantwortlich ist, müsste man diskutieren.

Die (fast) völlige Umstellung von historischen Erzählungen auf Räume statt Zeiten, wie das zum Beispiel Anderson und Zinsser in ihrem Überblick über die Geschichte von Frauen (und Männern) in Europa gemacht haben⁶, hat sich ja historiographisch nicht wirklich durchgesetzt. Angesichts der neueren Favorisierung von Räumen und Räumlichkeit in der Geschichte könnte man das bedauern beziehungsweise ändern. Bist Du der Meinung, dass es sinnvoll wäre, gerade für die Darstellung von und das Denken über Geschlechter(-ordnungen) stärker auf solche räumlichen Aspekte Wert zu legen und diese eher in den Mittelpunkt von Darstellungen und „Narrativen“ zu stellen?

Der *spatial turn* und mit ihm die Kategorie Raum haben in den letzten Jahren ohne Zweifel interessante historische Perspektiven eröffnet; das gilt auch und gerade für die Frage nach Gender-Codierungen von Räumen. Dennoch schiene mir eine einseitige räumliche Ausrichtung der geschlechtergeschichtlichen Narrative auf Kosten des Zeitaspekts kein wirklicher Gewinn. Vielmehr sehe ich hier eine mögliche „anthropologische Falle“, die zu einem räumlich organisierten Ordnungs- und Darstellungskonzept führen könnte, das sich mit der Historisierung von Phänomenen nicht unbedingt leicht tut und wenig dazu beitragen könnte, die Qualität von Zeitlichkeiten und Zeitregimen in den Blick zu nehmen. Das aber scheint mir für die Frage nach Wandel und Persistenz, die für die Geschlechtergeschichte besonders einschlägig und relevant ist, nicht wünschenswert. Im Zuge der wachsenden Bedeutung von Globalgeschichte haben Räume aber möglicherweise noch in anderer Hinsicht Bedeutung für die Geschlechtergeschichte. Es scheint sich abzuzeichnen, dass die klassische, lineare Zeit-

6 Bonnie S. Anderson u. Judith P. Zinsser, Eine eigene Geschichte. Frauen in Europa, 2 Bde., Zürich 1992/93 (engl. Orig. 1988).

und Fortschrittskonzeption der europäischen Geschichte nicht nur die Geschlechtergeschichte vor Schwierigkeiten gestellt hat, ihre Gegenstände adäquat zu fassen, sondern dass dies auch im Hinblick auf die Geschichte anderer Räume und Kulturen der Fall ist. Es wäre schön, wenn sich hier verschiedene neuere historiographische Interessen (trotz aller Kämpfe um Relevanz und Aufmerksamkeit) gegenseitig weiterbringen könnten.

Eine weitere Herausforderung im Umgang mit Zeitqualitäten und der Zeitdimension sehe ich für die Geschlechtergeschichte in Entwicklungen wie der *deep history* oder *big history*, die sich vehement der *longue durée* zuwenden. Hier könnte es doch darum gehen, Persistenzen zu thematisieren und analytisch fruchtbarer als bislang zu nutzen und zugleich die Gefahr einer erneuten Verortung in einer Art Universal- oder „Naturgeschichte“ der Menschheit (wie sie zu Beginn der modernen Wissenschaftsgeschichte für die historiographische Entwicklung um 1800 kennzeichnend war) zu vermeiden.

Darüber hinaus sehe ich die Bedeutung der Geschlechtergeschichte und des ihr eigenen kritischen und damit zugleich gegenwartsbezogenen Potentials auch künftig vor allem als umfassendes Historisierungsprojekt, das sich in besonderer Weise mit Fragen von Dauer, Bruch und Wiederholung – eben mit Wandel und Persistenz – auseinandersetzen sollte. Also eine Fokussierung, die angesichts der wachsenden Bedeutung von Oberflächen und Phänomenen des *mash-up*, die Entfernungen und Distanzen sowohl räumlicher wie zeitlicher Art ‚einebnen‘ oder zumindest rekonfigurieren, notwendiger denn je erscheint.

Einen anderen Anknüpfungspunkt für das Nachdenken über Geschlecht und Epoche(n) bieten die von Gianna Pomata und Lynn Hunt vorgeschlagenen Orientierungen an etablierten „Narrativen“, die aber umgeschrieben werden müssen, um „Geschlecht“ zu integrieren (zum Beispiel „Aufklärung“, „Frühe Neuzeit“ und so weiter). Letztendlich geht es auch darum, anschlussfähig zu bleiben (oder zu werden) für die sogenannte „Allgemeine Geschichte“. Wie siehst Du diesen Zusammenhang von „Allgemeiner“ und „Geschlechtergeschichte“ bezüglich Narrativen und Zeit- beziehungsweise Epochenkonzepten?

Ich teile die Einschätzung von Gianna Pomata und Lynn Hunt, dass die Geschlechtergeschichte sich in die großen Narrative einschreiben und diese zugleich umschreiben sollte. Ich halte diesen Prozess allerdings keineswegs für einfach und bin mir gerade in Bezug auf die Epochen überhaupt nicht sicher, ob dieses Ein- und Umschreiben so weit gelingt, dass deren Effekt, Geschlecht als Kategorie und historischen Faktor zu verdecken und unsichtbar erscheinen zu lassen, ausreichend untergraben wird. Allerdings glaube ich, dass auf die traditionellen Epochen des europäischen Narrativs im Zuge der Globalisierung große und interessante Herausforderungen zukommen. Und ich hoffe, dass sich damit im besseren Fall auch neue Chancen für eine sichtbare Integration von Geschlecht in die Geschichtsschreibung bieten, sodass die problematische Unterscheidung von Allgemeiner Geschichte und Geschlechtergeschichte praktisch gegenstandslos wird.

Wir haben jetzt vor allem über historiographische Darstellungsweisen von Forschungsergebnissen und über historische „Narrative“ gesprochen, aber letztlich sind Epochenkonzepte auch analytische Instrumentarien, wie man ja gerade auch an den Konzepten „Reformation“ und „Renaissance“ sehen kann. In beiden steckt dieses „Re-“ im Sinne von Verstärkung oder Wiederkehr. In der Zeit selbst wird ja kritisch auf ein „Vorher“ rekurriert, das verändert, verbessert oder wiederbelebt werden muss/soll. Wie wirkt sich das Deiner Meinung nach auf geschlechtergeschichtliche Forschung aus beziehungsweise sollte es sich auswirken?

Retro-Bewegungen, welche die Rückkehr zu unverdorbenen Ursprüngen oder die Wiederaneignung früherer, besserer Zustände oder Welten versprechen, haben immer wieder auch mit Geschlechterverhältnissen und Geschlechterordnungen argumentiert und Geschlecht als Marker verwendet. Dennoch scheint mir die Geschlechtergeschichte die Chancen noch nicht abschließend ausgelotet zu haben, die in der Frage nach verschiedenen Umgangsweisen liegt, die Gesellschaften mit Vergangenheitsbeständen zur Bewältigung aktueller Fragen entwickelt haben. Hier liegen, wie ich denke, noch interessante Möglichkeiten nicht zuletzt auch für eine globaler ausgerichtete Geschlechtergeschichte.

In diesem Zusammenhang nochmal ganz grundsätzlich zur Kategorie „Geschlecht“ – im doppelten Sinn von sex und gender sozusagen. Ist es nicht vorstellbar, dass sich diese Grundkategorien der Geschlechtergeschichte selbst als „epochenspezifische“ Kategorien erweisen und dass sie eigentlich nur für die Moderne wirklich angemessen sind? Wir wissen das ja vom Konzept „Sexualität“ schon länger, und auch für (hegemoniale) Männlichkeit beziehungsweise ein dichotomisches Konzept von Männlich-Weiblich lassen sich ganz deutlich historische Momente (Jahrhunderte oder Epochen) benennen, in denen diese erstmalig so formuliert werden und auftreten. Gilt das letztlich nicht auch für die Kategorie „Geschlecht“? Also anders gefragt: Gab es „Geschlecht“ vor der Renaissance? Oder wie müsste die Kategorie so (um-)definiert werden, dass auch vormoderne Gesellschaften und Diskurse dadurch mit erfasst werden können?

Die Geschichte des Begriffs „Geschlecht“ reicht ja in mancherlei Hinsicht (vor allem wenn wir an die Entwicklung der Sprachen denken) weit zurück. Als analytische Kategorie der Geistes- und Sozialwissenschaften dagegen ist Geschlecht/*gender/genre* immer noch sehr jung. Das scheint mir aber kein Grund zu sein, die analytische Reichweite dieser Kategorie historisch unnötig zu beschneiden. Hier würde ich vielmehr mit Caroline Arni für das Konzept des „kontrollierten Anachronismus“ plädieren, das es erlaubt, solche modernen Kategorien in reflektierter Weise zu nutzen, um Zeiten, die nicht in ihnen gedacht haben, in eine aktuelle, an der Gegenwart interessierte Geschichtserzählung mit historischer Tiefenschärfe einzubeziehen. Nur so, davon bin ich überzeugt, können wir die verschiedenen Dimensionen der analytischen Kategorie Geschlecht, die Joan Scott in ihrem mittlerweile zum Klassiker gewordenen Aufsatz paradigmatisch analysiert hat, auch wirklich erfassen und in ihrem kritischen Potential nutzen. Gerade die verschiedenen Formen von Dauerhaftigkeit und Überdauern, von Rückgriffen,

Rückbezügen und Wiederaufnahmen bis hin zu Phänomenen der Wiedergängerei (im Sinne von Derrida) sind nur fassbar, wenn wir die analytischen Kategorien nicht vorschnell zugunsten einer vermeintlich historisch-emischen Kategorienbildung aufgeben. Kurz: Ich sehe theoretisch kein Problem, Geschlecht als Kategorie weiterhin auch für vormoderne Gesellschaften wie diejenige der Renaissance anzuwenden.